

Felicitas Schmieder

Außengrenzen Alteuropas

Kurseinheit 2:
Grenzen ausdehnen –
Das Wachstum Alteuropas im Früh- und Hochmittelalter

kultur- und
sozialwissenschaften

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

II Grenzen ausdehnen

– das Wachstum Alteuropas im Früh- und Hochmittelalter

Übergänge: Von der Spätantike ins Frühe Mittelalter

Zu Beginn dieser zweiten Kurseinheit wird Ihnen ein großer Zeitsprung zugemutet, der ein wenig anders aussieht als in Kurseinheit I. In dieser letzteren sprangen wir, was die tatsächliche Abfassungszeit unserer griechisch-römischen Quellen betrifft, von Herodot zu Caesar, vom 5. ins 1. Jahrhundert vor Christus also. Die Lücke fiel nicht so sehr auf, weil uns an den späteren Autoren zunächst ihre Informationen über diese Lücke interessierten – und weil wir mit einem biblischen Buch eine in die Lücke zu datierende Quelle mit ganz anderem kulturellen Schwerpunkt kennenlernten, der aber über die Bibel unabhängig von der „klassischen“ Tradition zu den alteuropäischen Wurzeln gehört. Jetzt werden wir vom 5. nachchristlichen Jahrhundert ins 8./ 9. Jahrhundert springen; die Ereignisse der Zwischenzeit werden nur kurz und überblicksartig zusammengefaßt. Es ist sehr wichtig, daß Sie sich die vielen Jahreszahlen, die im Folgenden genannt werden, in Ihrer Parallel-Chronologie notieren – erst dann wird Ihnen klar werden, wie viele Dinge an unterschiedlichen Schauplätzen und auf unterschiedlichen historischen Ebenen tatsächlich zeitgleich geschahen.

Dieser Übergang ist zugleich der von einer Epoche in die andere, von der Antike ins frühe Mittelalter. So sehr diese Epocheneinteilungen und vor allem ihre (scharfen) Grenzen künstliche Produkte der historischen Forschung sind, die so wohlherprobt scheinen, daß sie sich manchmal als unüberwindliche Denkhindernisse für die Historiker erweisen können, und so sehr sie daher immer wieder reflektierend hinterfragt werden müssen – so sehr hat sich in der uns jetzt interessierenden Zeitspanne tatsächlich Maßgebliches für unser Thema gewandelt.

Bereits mit Augustinus haben wir zum Ende der letzten Kurseinheit in mancher Hinsicht eine neue Ära erreicht. Bezüglich des Verständnisses der politischen „Außengrenzen“ hatte sich zwar nichts geändert und sollte sich auch noch eine ganze Weile nichts ändern: Sie blieben mental (für die Wir-Gruppe) die des Imperium Romanum (die allerdings politisch seit langem eher zurückgingen). Auf inhaltlichem Gebiet jedoch, bei der Frage, wie sich das „Wir innerhalb“ definiere, vollzog sich ein qualitativer Wandel. Nicht mehr Freiheit oder Knechtschaft und Zivilisation bildeten (wie seit Herodot) den Maßstab zur Unterscheidung und Bewertung von Völkern, sondern der Beurteilung aufgrund der Religionszugehörigkeit gehörte die Zukunft. An die Stelle der römischen Zivilisation trat mit der Zeit die (römische) Christenheit als das Maß aller Dinge.

Daß die Entscheidung allerdings längst für das Christentum und für eine mit wenigen anderen Phänomenen (wie dem Aufstieg des Islam einige Jahrhunderte später) vergleichbare welthistorische Erfolgsgeschichte gefallen war, können wir nur im Rückblick analytisch klar feststellen. Zwar war das Christentum zur Zeit des Augustinus schon Staatsreligion: Nachdem Konstantin der Große (Kaiser 306–337) es 313 zur „erlaubten Religion“ erklärt hatte, hatte Theodosius der Große (Kaiser 379–395) 392 jeglichen anderen Kult verboten. Doch es hatte noch in jenem 4. Jahrhundert der Intensivierung und erst recht in den vor-

Diese Seite bleibt aus technischen Gründen frei

hergehenden 300 Jahren der nur ganz allmählichen Ausbreitung im Reich stets Konkurrenz von anderen Kulturen gegeben, vor allem solchen, die wie das Christentum selbst aus dem Orient kamen: So empfanden die Christen zu Zeiten den Mithraskult (der sich wie das Christentum unter Soldaten großer Beliebtheit erfreute und offenbar ein Opfermahl mit Brot und Wein kannte) als bedrohliche Konkurrenz, und Augustinus sah in den Manichäern (denen er selbst einst zumindest zugeneigt gewesen war) eine Gefahr, die es wortgewaltig zu widerlegen galt.

In der gleichen Zeit, da das Christentum allmählich aufstieg, ging das Römerreich allmählich nieder. Barbaren begannen, von allen Seiten einzudringen. Bei der Frage nach der historischen Bedeutung dieser Ereignisse gaben die Zeitgenossen sehr unterschiedliche Antworten. Für die Christen waren sie grundsätzlich kein Problem, denn sie erwarteten und erhofften den Jüngsten Tag mit dem Ende aller Zeiten und aller Geschichte, zu dem Christus auf die Erde zurückkehren und ein ewiges, zeitloses Friedensreich anbrechen würde. Für die „Heiden“ auf der anderen Seite, das heißt für diejenigen, die sich weder zum Christentum noch zum jüdischen Glauben bekannten, war es nicht zuletzt das Christentum, das an all dem Schuld hatte – der Übergang der Kaiser zum neuen unsichtbaren Gott und die damit einhergehenden Einschränkungen (zunächst Vernachlässigung, dann Verbot der alten Kulte) mußte die Götter (die den Römern die Macht über die gesamte Erde gegeben hatten) erzürnen, und die Folgen sah man allenthalben. Rufus Avienus, den wir bereits als Zeitgenossen Augustins und Mahner an die klassischen „heidnischen“ Werte kennengelernt haben (der die Meeresküsten beschrieb), ist nur einer unter vielen, die erinnerten (in einem weiteren Werk, einer Erdbeschreibung – *Descriptio orbis terrae*, vv.309-12): „Das italische Volk von unbesiegbarer Stärke trug allein seine Waffen über die ganze Erde: die wilde Donau fürchtete Latiums Jugend, die Rhone erzitterte vor den römischen Feldzeichen, das trauernde Germanien weinte dank der Kraft der Italiker um seine sumpfedurchstreifenden Söhne“ – jetzt aber, so impliziert das zu dieser Zeit fast stets, jetzt aber ist das alles nur noch Erinnerung. Kaiser Julian (361–363), den die letztlich siegreichen Christen deshalb den Apostata, den Abtrünnigen nannten, versuchte noch einmal zurückzusteuern und die heidnischen Kulte wieder zu Ehren zu bringen: Er stand keineswegs alleine da, große Teile der politischen und Bildungselite, des römischen Senates unterstützten diese und ähnliche Bestrebungen. Es dauerte Generationen, bis die Entwicklung als unumkehrbar empfunden wurde.

Auch daß sie auf eine „römische“ Kirche zulaufen würde, mit dem Bischof von Rom an der Spitze und dem Anspruch, die ganze Welt zu lenken und zu durchdringen, war noch lange nicht absehbar: An der Spitze der (Reichs)kirche stand der Kaiser, und der saß in Konstantinopel. Er war es auch zunächst, der (auch aus Staatsräson) über die Geschlossenheit des Glaubens wachte. Denn schon bevor sich das Christentum endlich durchgesetzt hatte, drohten neue Gefahren in seinem Inneren durch falschen Glauben, durch Häretiker. Schon das konstantinische (erste ökumenische) Konzil von Nikaia 325 verdammt die von Arius vertretene Auffassung, Christus der Sohn sei Gott dem Vater nicht gleich, sondern nur ähnlich (nur soviel zur ersten unter einer ganzen Reihe folgender dogmatischer Auseinandersetzungen). Nicht zuletzt wegen dieser staatlich gelenkten Kirchenorganisation, die sich auch mental auf das Reich beschränkte, konnte schließlich von christlicher Mission über die Reichsgrenzen hinweg im großen Stil oder gar zentral (etwa von Rom aus) organisiert noch

lange keine Rede sein. Das heißt nicht, daß die Christen nicht missioniert hätten – sie hatten das stets getan, auch in den Verfolgungszeiten, und hatten erst damit eine Stärke erreicht, die die römischen Kaiser zum Handeln zwang und schließlich dem Christentum im römischen Reich zum Sieg verhalf. Doch all das geschah innerhalb dieses riesigen Reiches. Zwar gab es immer wieder Glaubensboten, die die Reichsgrenzen überschritten, um hier und da zu missionieren. Doch seitens der immer etablierteren römischen Kirche geschah nichts in dieser Hinsicht, sie war eben eine Reichskirche im römischen *orbis*/ Erdkreis.

Wie wenig zentral die tatsächlich stattfindende Ausbreitung des Christentums nach außen geschah, läßt sich allein daran ablesen, daß es just das in Nicaia verdamnte arianische Glaubensbekenntnis war, das sich mit großem Erfolg unter den Barbarenstämmen verbreitete, wenn diese sich zum Christentum bekehrten. An dieser Stelle ist ein Wort zur im Folgenden gewählten Bezeichnung der verschiedenen christlichen Gruppen notwendig. Sie unterscheiden sich gewöhnlich nach dem Glaubensbekenntnis, dem *symbolon* oder auch der *confessio*, so daß man also von unterschiedlichen „Konfessionen“ sprechen kann. Das ist allerdings (durch die Festlegung in unserem Sprachgebrauch auf die Situation, die infolge der Reformation 1517 entstand) irreführend und noch mehr die Benutzung von zeitgenössischen Selbstbezeichnungen wie „orthodox“ (rechtgläubig) oder „katholisch“ (allgemein; im Jahre 325: für alle – das ganze Reich – maßgeblich). Daher ist zu bevorzugen, von der römischen oder lateinischen Kirchenzugehörigkeit oder Konfession zu sprechen, weil die Durchsetzung des nizänischen Glaubensbekenntnisses (in der Formulierung als Nicaeno-Constantinopolitanum von 381; vgl. aber weiter KE II C zu einer sich erst viel später entwickelnden Unterscheidung über das Glaubensbekenntnis zwischen römischer und Ostkirche) vor allem der wachsenden Autorität der Kirche Roms zuzuweisen ist oder weil diese Kirche am konsequentesten am Latein als ausschließliche Liturgiesprache festhielt.

Und damit kommen wir (nach diesem Überblick über mentale Grenzen und deren Veränderungen) zur tatsächlich stattfindenden politischen Entwicklung des zerfallenden (west)römischen Reiches und den „germanischen“ Reichsbildungen der „Völkerwanderungszeit“ (für die vielen Anführungszeichen sei auf Kurs „Gegenwart Alteuropas“, 34239, verwiesen). So sehr ein solches Szenario unserer gewachsenen historischen Vorstellung entspricht, so wenig gab es eine plötzlich eintretende Phase des Durchbrechens der Reichsgrenzen durch Barbarenvölker. Über Jahrhunderte hatten die römischen Legionen Soldaten und Offiziere aus jenseits der Reichsgrenzen lebenden (Barbaren)Völkerschaften rekrutiert. Dementsprechend stark war die Ausstrahlung der römischen Kultur auf diese Völkerschaften (so kamen sie auch mit dem Christentum in Berührung, das ja gerade in der Armee Wurzeln schlug). Wir haben in Kurseinheit I von wenigen Feldzügen gehört, die römische Feldherren um die Zeitenwende weit in die Gebiete östlich des Rheins vorantrieben – vielleicht haben sie die Elbe auf dem Landweg erreicht, vielleicht sind sie auch ein ganzes Stück vom Meer aus flußaufwärts gefahren. Sie erklären nicht die archäologische Fundsituation: In reichen Gräbern der ersten nachchristlichen Jahrhunderte, zum Beispiel in der Magdeburger Gegend, haben sich zahllose Fundstücke erhalten, die von intensivem kulturellem Austausch zeugen, seien sie nun auf dem Wege des Handels an ihren letzten Besitzer gelangt oder habe dieser sie von seiner

Dienstzeit in der römischen Armee selbst mit nach Hause gebracht (vgl. den Ausstellungskatalog „Magdeburg 1200. Mittelalterliche Metropole – Preußische Festung – Landeshauptstadt. Die Geschichte der Stadt von 805 bis 2005“, hg. von Matthias Pule, Stuttgart – Magdeburg 2005, der weit in die Vorgeschichte der Stadt zurückgreift). Der (möglicherweise bewußt unternommene) Versuch, die Barbarenvölker jenseits der Reichsgrenzen zu romanisieren, wenn man ihre Siedlungsgebiete schon nicht dem Reich eingliedern konnte, ist offenbar weitgehend gelungen.

Soldaten wurden also angeworben und als nächsten Schritt holte man ganze Volksgruppen über die Grenzen, um sie als Grenzwächter auf Reichsgebiet anzusiedeln. So gesehen, war die Übernahme der Kontrolle durch Anführer oder „Könige“ dieser Völker in einer Zeit, als die Möglichkeiten der reichsrömischen Zentralgewalt, alle Grenzen und Grenzgebiete zu regieren, immer stärker abnahmen, nur ein weiterer kleiner Schritt auf einem Weg, der jahrhundertlang begangen wurde. Allerdings blieben unbeeinflußbar (und meist wohl auch unbeobachtet) Bewegungen von Nomadengruppen, die zentralasiatischen Reichsbildungen nach Westen hin auswichen – so jedenfalls stellt sich in einer weiteren Perspektive die eurasische Geschichte des 4. Jahrhunderts dem mühsam und aufgrund viel zu weniger vorhandener Quellen rekonstruierenden Historiker dar. So scheinen die Hunnen in Bewegung gesetzt worden zu sein, die andere Volksgruppen (die teilweise gewiß germanischer Sprachgruppenzugehörigkeit, doch wohl stets durchmischt mit u. a. turksprachigen Anteilen waren) vor sich her und dann verhältnismäßig plötzlich und gewaltsam auf Reichsboden drängten. So konnte es kommen, daß die Schlacht von Adrianopel (heute Edirne in der europäischen Türkei) nicht weit von Konstantinopel im Jahre 378 von der römischen Historiographie in einer Art wahrgenommen wurde, daß sie von der Geschichtswissenschaft als Initialereignis der „Völkerwanderung“ ausgemacht werden konnte – eine Schlacht, bei der die weit nach südlich der Donau vorgedrungenen „Westgoten“ (ein Völkergemisch, das provinzialrömische Bevölkerungsteile enthielt, mit denen es generationenlang unmittelbar nördlich der Donau nahe ihrer Mündung in enger Symbiose gelebt hatte) dem Kaiser Valens eine Niederlage beibrachten.

Die Westgoten waren Christen arianischen Bekenntnisses. Berühmt ist die Bibelübersetzung des Gotenbischofs (W)Ulfi(s) etwa in der fraglichen Zeit der Symbiose, für die sie und die gleichzeitige Schaffung eines gotischen Alphabets mit griechischen, lateinischen und runischen Anteilen symptomatisch ist. Vorübergehend auf Reichsboden angesiedelt, begannen die Westgoten bald weiterzuziehen, drangen nach Italien ein und eroberten am 24. August des Jahres 410 Rom – zum ersten Mal nach etwa 800 Jahren (seit den Kelten, vgl. KE I B) war die Stadt nicht nur bedroht worden, sondern gefallen. Auf dem Weiterzug nach Süditalien starb der Gotenkönig Alarich (die deutsche Romantik hat ihm mit dem „Grab am Busento“ des Dichters August von Platen ein Denkmal gesetzt – und wie immer, wenn ich solche Verweise einschiebe, sind Sie eingeladen, sich das Werk zu verschaffen und es zu lesen, denn hier finden Sie Geschichtsbewußtsein und Allgemeinbildungswissen einer noch gar nicht lange zurückliegenden Zeit – von 19. Jahrhundert bis mindestens ins „Dritte Reich“ hat man diese Geschichte gepflegt). Immer wieder versuchten die Römer, diese vagabundierenden Kräfte einzubinden (so durch die Heirat der Kaisertochter Galla Placidia mit dem Gotenkönig Athaulf). Nach einer Reichsgründung als römische Föderaten (= Verbündete) in Toulouse entstand schließ-

lich (um 507) auf der Iberischen Halbinsel um Toledo ein westgotisches Reich, das erst mit dem Eindringen der Araber 711 untergehen sollte (und an das sich das spanische Geschichtsbewußtsein bis heute immer wieder erinnert hat).

Zur gleichen Zeit gelangten die Vandalen (für deren Ethnogenese grundsätzlich dasselbe gilt wie für die der Westgoten und anderer „germanischer Völkerwanderungsstämme“) – die bereits 335 in Pannonien auf Reichsboden angesiedelt worden waren – mit anderen nach Gallien, wurden dort von den Franken (zu ihnen unten mehr) geschlagen und nach Spanien und dann Nordafrika gedrängt – Augustinus starb 430 in seiner von ihnen belagerten Bischofsstadt Hippo im heutigen Tunesien. Dies nur als unvollständige Collage dessen, was im 4./ 5. Jahrhundert mit dem Römischen Reich geschah.

Im Jahre 476 schließlich dankte der letzte Kaiser ab, Romulus Augustulus, der längst im von Sümpfen geschützten Ravenna residierte – der letzte Kaiser des Westens, denn unter des Theodosius Söhnen, Honorius (geb. 384, gest. 423) und Arcadius (geb. um 377, gest. 408), war es 395 endgültig zur Teilung des Reiches gekommen. Das Römische Reich brach nur im Westen zusammen, im Osten blieb es bestehen – dem Osten, den seit hellenistischen Zeiten als allumfassende lingua franca und gemeinsame Schrift- und Wissenschaftssprache das Griechische einte (das allerdings nicht die einzige Schrift- und Wissenschaftssprache dort war). Von dort aus versuchte im 6. Jahrhundert Kaiser Justinian (Kaiser 527–565), das alte Imperium Romanum zurückzuerobern. Dank tüchtiger Heerführer gelangten weite Teile des ehemaligen Westens an das nun Byzantinische Reich (533/ 34 fiel das afrikanische Vandalenreich, 535 bis 552 das gotische Italien). Auch diese Zeiten sind im 19. Jahrhundert verherrlicht worden, als die Deutschen auf der Suche nach Einheit und dann das neuerstandene Deutsche Reich ihre glorreichen Wurzeln suchten. Der Historiker Felix Dahn hat in „Ein Kampf um Rom“ (das auch verfilmt wurde) den Krieg der justinianischen Feldherren Belisar und Narses gegen die inzwischen in Italien herrschenden (Ost)Goten Theoderichs des Großen (geb. 451/ 56, gest. 526) und seiner Erben in poetischer Weise und ganz aus gotischer Perspektive dargestellt: ein Wechsel der Wir-Gruppe, der in Römern (und angreifenden Griechen, die sich selbst als die eigentlichen Römer – Romaioi – verstanden) nun die Fremden erkennt, die verräterischen Feinde der deutschen Zukunft. Die Küsten Italiens einschließlich der Stadt Rom sowie die Küsten der Iberischen Halbinsel und Nordafrikas waren seit Justinian wieder „römisch“; die Statthalter der byzantinischen Kaiser residierten in Rom. Eine kulturgeschichtlich bedeutsame Folge davon war, daß es noch sehr lange Zeit in Süditalien und in Rom selbst Griechen gab. Mindestens bis ins 8. Jahrhundert waren zahlreiche Päpste griechischstämmig, in Rom selbst gab es mindestens bis ins 10. Jahrhundert griechische und gemischt lateinisch-griechische Klöster (am bekanntesten wohl das Aventin-Kloster Sankt Bonifatius und Alexios). Das heißt nicht, daß wir im Frühmittelalter von einer kulturellen Einheit des Mittelmeerraumes sprechen können – sehr wohl aber, daß es kulturelle Verständigungs- und Transfermöglichkeiten gegeben hat (bei wachsendem Mißverstehen, vgl. KE II C).

Fast alle Völkerschaften, die im Laufe des 5. Jahrhunderts auf römischem Reichsboden ihre Reiche gründeten, waren wie gesagt arianischen Bekenntnisses, auch noch die Langobarden, die seit 569 nach Italien eindringen und dort (im Binnenland) ihr Reich errichteten (das geschah, schauen Sie auf Ihre Chronologie, nur ganz kurze Zeit nach der oströmischen Zerschlagung der gotischen

Herrschaft!). Doch zu dieser Zeit war in Sachen Bekenntnis bereits eine andere Weichenstellung, die sich als die entscheidende erweisen sollte, erfolgt: Um das Jahr 500 durch Chlodwig (466–511), den mächtigen König der Franken. Diese, erstgenannt im 3. Jahrhundert und entstanden wohl aus mehreren unmittelbar außerhalb des niedergermanischen Limes siedelnden Gruppen, waren ein Musterbeispiel für ein Volk, das langsam romanisiert wurde und allmählich auf Reichsgebiet vordrang, dann immer stärker gedrückt wurde und um 400 mehrfach massiv den Limes durchbrach, schließlich in Gallien ein Reich gründete. Um 500 befand sich dieses Reich unter Chlodwig bereits wieder auf Ostexpansion nach rechts des Rhein gegen Alamannen und später Thüringer (6. Jahrhundert). Die Franken insgesamt nahmen spät, erst unter Chlodwig, das Christentum an – und er entschied sich (unter dem Einfluß seiner burgundischen Frau, die nach römischem Bekenntnis getauft war, und gegen seinen Schwager Theoderich den Großen, der wie gesagt Arianer war) für das Bekenntnis, das von Rom als das Richtige befunden wurde – eine enorme Stärkung Roms.

An der Spitze der Kirche der Stadt Rom stand ihr Bischof, der als Nachfolger des Apostelfürsten Petrus – den Christus selbst dem Evangelium zufolge als seinen Stellvertreter auf Erden eingesetzt hatte – moralische und zunehmend hierarchische Gewalt weit über Rom hinaus beanspruchte. Dabei muß an dieser Stelle noch einmal betont werden, daß die Päpste noch nicht das hierarchische wie politische Oberhaupt der Weltkirche waren, konkret: Daß sie zur Zeit des Chlodwig noch kaum Anteil daran hatten, daß die Barbaren sich Rom zuwandten. Denn solche missionarischen Tätigkeiten wurden, das wurde oben schon ausgeführt, von den Ortsbischöfen vollbracht, im Falle Chlodwigs von Remigius von Reims.

Wichtig dafür, daß sich dies änderte, war die Zeit um 600 und Papst Gregor I. der Große (Papst 590–604). Denn Gregor scheint es gewesen zu sein, der erstmals bewußt aktive Mission vom Zentrum Rom nach außen betrieb. Er sandte Missionare zu den Angelsachsen (die im Laufe des 5. Jahrhunderts Britannien – nun „England“ – besiedelt hatten), und letztlich setzte dies auf der Insel (gegen irischen Einfluß, aber mit fränkischer Hilfe; dazu mehr unten) die römische Konfession durch. Das hatte vor allem zwei wichtige unmittelbare Folgen: Die Angelsachsen wurden selbst zu eifrigen Missionaren, und sie hielten stets enge Fühlung mit Rom; zahlreiche angelsächsische Könige haben sich im 7. und 8. Jahrhundert (und auch später noch) auf die beschwerliche Reise nach Rom gemacht. Nicht zuletzt wurden so die fernen christianisierten Gebiete eng an die lateinisch-christliche Kultur angebunden. Die Iren pflegten noch die griechische Sprache, doch solche Kenntnisse gingen im Westen, im neu christianisierten Gebiet zumal, nun immer weiter zurück. Die griechischen Codices zum Beispiel im irisch gegründeten Kloster St. Gallen blieben erhalten, doch wurden sie die längste Zeit des Mittelalters nicht angerührt: *Graeca non leguntur* – griechische Schriften liest man nicht! Auf die weiteren Konsequenzen beider römischen Konversionen, derjenigen der Franken ebenso wie der der Angelsachsen, werden wir ausführlich zurückkommen (KE II B).

Damit war um das Jahr 600, so könnte man sagen, die westliche römische Welt im Großen und Ganzen in ihren alten Außengrenzen wieder konsolidiert – einige Gebiete, wie Irland, waren hinzugekommen, in anderen wurde die Expansion wiederaufgenommen, so östlich des Rheins (vgl. KE II B) – und sie war einheitlich römisch-christlich (denn etwa um 600 ist auch der Übergang der Westgoten und der Langobarden zum „rechten“ Bekenntnis zu verzeich-

nen). Papst Leo II. (Papst für nicht ein ganzes Jahr 682–683) fand die neue Formel dafür, als er von der römischen Kirche als Mutter aller Kirchen der Einzelreiche der Barbaren schrieb: Die Barbarenreiche waren von diesem selbstverstandenen päpstlichen Zentrum aus als Teile in eine immer noch (antik)römische Welt einbezogen worden.

Zugleich aber war diese forschungs-chronologisch nun ins Frühmittelalter übergehende Welt neuen Bedrohungen ausgesetzt, und einige dieser neuen Feinde waren mindestens so machtvoll und gefährlich wie es die „germanischen“ Horden gewesen waren. Vor allem sollte ihre Bedrohung dauerhafter sein. Deshalb wenden wir uns nun wieder den Außengrenzen dieses Alteuropa zu, an denen sich, wie gesagt, geographisch nicht grundsätzlich etwas geändert hat, nur daß sie jetzt christliche Grenzen sind und die Barbaren, die jenseits von ihnen leben, die sie eventuell bedrohen oder gegenüber denen sie vorgeschoben werden sollen, jetzt eher „Heiden“ heißen.

Fremde, die außen sind und von außen kommen, wirken leicht bedrohlich. Andersartigkeit löst im Menschen stets Reaktionen aus: Neugier und Faszination, Überlegenheitsgefühl, oder Distanzierung, Angst und Abwehr. Derartige Emotionen haben wir bereits für die Antike zu verzeichnen gehabt. Besonders deutlich wurde das und wird es jetzt weiterhin werden im Falle fremder Völker, denn sie sind meist nicht nur in einigen wenigen Punkten fremd, sondern bieten eine breite Palette von Andersartigkeiten. Wenn solche fremden Völker, die anders aussehen, sich anders kleiden, anders sprechen, sich anders verhalten und einen anderen Glauben haben, in größeren oder nicht einschätzbaren Gruppen neu auftauchen, werden sie bereits aufgrund dieser Tatsache als potentielle Gefahr angesehen, erst recht, wenn sie in irgendeiner Form aggressiv wirken. Je fremdartiger ein Gegenüber, sein Aussehen und seine Verhaltensformen empfunden werden, desto dringlicher ist das Bedürfnis, es durch Vergleich mit Bekanntem zu erfassen und in das gewohnte Menschenbild einzuordnen. Bekannte Bilder werden gewählt, um Aussehen und Verhaltensweisen zu erklären. Bei Herodot und seinen antiken Nachfolgern war der Bezugsrahmen die griechische oder römische Zivilisation gewesen – der jedoch auch bewußt ein Spiegel vorgehalten werden konnte.

Die Antike hatte diverse Bilder von Barbaren und ihrer Aufgabe in der Geschichte bereitgestellt, von denen wir einige in diesem Studienbrief schon näher kennengelernt haben. Auch die neuen römisch-christlichen Reiche traten in die antike Tradition ein: Sie lernten verschiedenste Konzepte und Vorstellungen kennen und daher grundsätzlich auch Vorstellungen und Beschreibungen von Bedrohungen sowie Reaktionsmuster darauf, sie übernahmen sie oder bildeten eigene an ihnen aus. Die Überlagerung des antiken Barbarenkonzepts bereits in der Spätantike durch biblische Traditionen fügte weitere Bilder hinzu: Sie ersetzte nicht nur den Barbaren durch den Heiden oder den Ungläubigen, sondern sie lieferte zusätzliche Charakteristiken von Völkern, die heilsgeschichtlich, eschatologisch (= endzeitlich) geprägt waren, und damit auch einen neuen Sinn in der Weltgeschichte: Wir haben das prophetische Danielbuch schon kennengelernt und ebenso die mögliche endzeitliche Deutung des Niederganges des römischen Reiches. Aus diesen vermischten Traditionen schöpfte man Erklärungsmuster, die bestimmte Assoziationen hervorriefen und mit denen bedrohliche, feindliche heidnische Eindringlinge näher charakterisiert und weltgeschichtlich eingeordnet wurden.

Als nun fremde Völker auf die mittelalterlichen Reiche trafen, mußten mit diesen traditionellen Bildern aller Art die Informationen abgeglichen werden, die von den Fremden kamen: Die man aus ihren Aktionen ablas, aber auch von Kaufleuten sammeln oder gar gezielt beschaffen lassen konnte, die mit vielen der hier in Frage stehenden Völker aller aktuellen oder potentiellen Bedrohung zum Trotz in regelmäßigem Kontakt standen. Der Vergleich der vorliegenden Informationen – über Kampfweisen, Riten und Bräuche, Speisen, Kleidung, Frauen und dazu Sprache – mit den vorhandenen Erklärungsmustern führte zur Einordnung der fremden Völker. Wenn man sich bedroht fühlte, registrierte man vornehmlich Negatives – z. B. Wildheit und Grausamkeit, besonders gegenüber Frauen, Kindern, Greisen und Priestern sowie gegen Häuser (im Falle von Nomaden), überwältigende Stärke, nicht zuletzt durch Untreue, Götzenverehrung und Schändungen christlicher Heiligtümer (Nutzung als Pferdestall und Ort von Vergewaltigungen), Schamlosigkeit und Unsauberkeit, nicht selten kritikwürdiges Verhalten der fremden Frauen oder gegenüber Frauen, unreine Speisen, besonders Menschenfresserei und das Trinken von Blut, unzüchtige oder an Tiere gemahnende Bekleidung, barbarische, vollkommen unbekannte Sprache oder die eines bekannten Feindes – was zur Zeichnung eines mehr oder weniger stereotypen oder konkret benennbaren Feindbildes führte.

Es gab im frühen und hohen Mittelalter eine Menge sehr unterschiedlicher Fremder außen: Solche, die aktiv christliches Land bedrängten und eroberten oder zumindest plünderten (KE II A). Zweitens solche gegenüber denen die römischen Christen auf Ausdehnung bedacht waren (missionarisch ebenso wie politisch), die sich aber wehrten und dadurch ihrerseits – aus Sicht der Christenheit – zu Aggressoren wurden (KE II B): Wenn man überzeugt ist, von Gott zur Weltherrschaft berufen zu sein und nichts als Gottes Plan zu erfüllen, dann sieht man die Dinge aus einem Blickwinkel, der uns heute als verzerrt, den Zeitgenossen aber als der einzig richtige erscheinen muß. -- Überhaupt bewegen wir uns in der folgenden Kurseinheit in einer Zeit, die dem modernen Menschen schwer zugänglich ist, andere Wertmaßstäbe zu haben scheint. Doch zum einen ist gerade das die Aufgabe des Historikers: Zugang zu finden und zu versuchen, zunächst urteilsfrei die Sichtweise der Menschen in ihrer Zeit nachzuvollziehen. Zum anderen aber (und hier kommen wir zu einer von vielen möglichen Antworten auf die Frage, warum man sich mit Geschichte zu beschäftigen habe) öffnet uns diese Andersartigkeit der Werte unserer eigenen Vorfahren den Blick für abweichende Wertesysteme in unserer eigenen Gegenwart (ganz im Sinne eine historischen Anthropologie, in die Sie in einem eigenen Modul eingeführt werden können), in einer globalisierten Welt, in der sich in fremden Kulturen, aber auch innerhalb unserer eigenen just solches Sendungsbewußtsein finden läßt, das dem Anderen nicht dasselbe Selbstverständnis (die Wahrheit gefunden zu haben und verbreiten zu wollen) zugesteht, das es für sich selbst in Anspruch nimmt. -- Schließlich gab es eine dritte Sorte Fremder, die erst zu Fremden (im weltanschaulich-religiösen Sinne, den wir hier in den Vordergrund stellen wollen) wurden, als das Selbstverständnis immer schärfer formuliert und immer ausschließlicher wurde („falsche Christen“, KE II C).